

6975
JAHRBUCH FÜR LANDESKUNDE UND HEIMATSCHUTZ

VON

NIEDERÖSTERREICH UND WIEN

NEUE FOLGE

1926 UND 1927

20. JAHRGANG

I. TEIL

6975

FESTSCHRIFT

ZUM

SECHZIGSTEN GEBURTSTAGE

VON

MAX VANCSA



MIT 1 PORTRÄT, 6 TAFELN UND 7 ABBILDUNGEN IM TEXTE.

WIEN 1926

VERLAG UND EIGENTUM DES VEREINES FÜR LANDESKUNDE UND HEIMATSCHUTZ
VON NIEDERÖSTERREICH UND WIEN

INHALT.

	Seite
Max Vancsa zum 1. Oktober 1926	1
Lehrmuseum und Heimaterziehung. Von Günther Schlesinger	3
Grafschaft, Mark und Herzogtum. Von Karl Lechner	32
Die Memoires de la cour de Vienne (1705). Von Oswald Redlich	70
Die Marienbuche und Wunderquelle auf dem Hermannskogel. Von Viktor Bibl	78
Wildegg. Von Richard Kurt Donin	89
Wandalische Siedlungsspuren in Niederösterreich? Von Leonhard Franz	132

Die Marienbuche und Wunderquelle auf dem Hermannskogel.

Von

Viktor Bibl.

Die machtvolle, glänzende Geistesströmung der Romantik, die unserer Heimatkunde die fruchtbarsten Antriebe gegeben, die dem vaterländischen, völkischen Gedanken und der religiösen Erneuerung des 19. Jahrhunderts Leben und Schwungkraft verliehen hat, fand, wie man weiß, nach dem unglücklichen Verlauf des Kriegsjahres 1809 bei der österreichischen Regierung sehr wenig Verständnis und Förderung. Im Gegenteil — die ganze Richtung, die mit dieser neuen Erhebung verbundene »Schwärmerei« und »Aufregung«, paßte ihr nicht, flößte ihr das tiefste Mißtrauen ein, und so werden wir uns nicht wundern, wenn die auf diesen Blättern geschilderte Episode, welche die Geschichte eines der beliebtesten Ausflugsorte der Wiener zum Gegenstand hat, aus den — Polizeiakten geschöpft ist¹⁾.

Auf dem sagenumwobenen Hermannskogel bei Sievering, am Nordabhang unweit der Jägerwiese, floß aus einer Felsengruppe, in welcher »eine wunderschöne, uralte Buche wurzelte, deren Stamm in den Windungen des Holzes die Gestalt eines Marienbildes zeigte«²⁾, eine kleine, vortreffliche Quelle, der »Jungfrauenbrunnen« oder das »Jungfernbründl« genannt. Bereits bei Anbruch des Jahrhunderts

¹⁾ Die im folgenden angeführten Polizeiakten liegen im Staatsarchiv des Innern und der Justiz (6761 ex 1817). Sie wurden dann in wertvoller Weise ergänzt durch die Aufzeichnungen und Akten, die sich im Stiftsarchiv von Klosterneuburg und im Pfarrarchiv von Weidling befinden. Ich verdanke ihre Kenntnis der ganz außerordentlichen Güte und Liebenswürdigkeit des Herrn Stiftsarchivars Professor Dr. Berthold Černik, der sich nebst den Nachforschungen auch der Mühe unterzog, mir die Auszüge und Abschriften zu liefern.

²⁾ Adolf Schmidl, Wiens Umgebung (1835), S. 259.

bildete der Quell und die ihn umschattende Buche den Mittelpunkt eines Marienkultes, einer poetischen Verklärung und Schwärmerei, die bald in einen regelrechten Wunderglauben ausmünden sollten.

Über seine Entstehung hat uns der damalige Pfarrverweser von Weidling, der Chorherr Franz Xaver Schwoy, welcher später, in den Jahren 1824 bis 1832 Beichtvater der Prinzessin Maria Klementine von Salerno war, in der von ihm verfaßten »Geschichte der Pfarre Weidling« einige wertvolle Aufschlüsse gegeben. Im Stiftsarchiv befindet sich eine Abbildung der Marienbuche mit dem Brunnlein, die Hofrat von Hammer nach einer von Fräulein Elise Trimer (?) in Seide gestickten Zeichnung mit dem Spruche: »Rein und still wie die Fluthen des Jungfraubrunnens am Kobel—Fließe das Leben Dir hin, unter gesegnetem Schutz! Hammer«, als Denkblatt für seine Freunde stechen ließ. Hammer hatte auch den Hermannskogel in einem Gedicht¹⁾ besungen, das dann wieder einem Musikstück zugrunde lag, welches der Klosterneuburger Chorherr Herkulan Kindermann im Jahre 1804 unter dem Titel »Der Hermanskobel, ein österreichisches Volksmaehrchen, in Musik gesetzt und gewidmet dem Herrn Legationssecretaire Hammer« erscheinen ließ.

Nach der Volkssage, wie sie eben berührt wurde, befand sich auf dem Hermannskogel einst ein Frauenkloster, von dem Ritter Hermann erbaut. Auf diese »Jungfrauen« (Nonnen) geht die eine Erklärung des Namens der Quelle zurück. Aber viel wahrscheinlicher ist wohl die Ableitung von dem Muttergottesbilde, das man in dem Stamm der Buche zu erkennen glaubte und mit dem sie auch wirklich geschmückt worden war. Das Marienbild, das sie zuletzt trug, war im Jahre 1805 von einem armen Weibe aus Klosterneuburg, namens »Theresia Scheckin«, gespendet, auf Eisenblech »recht gut«, wie von einer Seite — wir werden noch ein anderes Urteil hören — behauptet wurde, gemalt und 1813 mit einem Baldachin drapiert worden.

Solange nun dieser Kult auf einen kleinen Kreis von romantisch gestimmten Gemütern, welche in der Waldeinsamkeit — eben damals kamen die »empfindsamen« Fußwanderungen auf — Erbauung suchten, oder von Holzknechten, die auf dem Wege zur Arbeit vor dem Marienbilde still ihre Andacht verrichteten, beschränkt blieb, lag für die Regierung keinerlei Grund vor, dagegen

¹⁾ Abgedruckt in Sartoris »Mahlerisches Taschenbuch«, 2. Bd. (1813).

einzuschreiten. »Bedenklich« — es war dies ein Lieblingswort der vormärzlichen Wiener Polizei — wurde er erst dann, als der Kreis von Anbetern immer größer wurde, die Schwärmerei für die Buche und die Quelle »ausartete« — auch das war ein von der Polizei gerne gebrauchter Ausdruck — und eine förmliche Wallfahrts-epidemie ausbrach, die mit allerlei Unzukömmlichkeiten — »Unfüge« lautete der polizeiliche Fachausdruck — verbunden war.

Unser Franz Xaver Schwoy bezeichnete als die eigentliche Ursache des Massenbesuches neben der Empfänglichkeit der Menge für das Mysteriöse und der Schwierigkeit der Zeitlage Gerüchte über wunderbare Erhörungen und Heilungen bei der Quelle, die von gewinnsüchtigen Elementen verbreitet wurden. Es begaben sich, so erzählt er, Bettler in entfernte Gegenden eigens zu dem Zwecke, um durch Erzählungen über angebliche Wunder, die sich dort ereignet hätten, die Leute herbeizulocken. Aus Böhmen, Mähren, Steiermark und Ungarn kamen Wallfahrer. Das Wasser des Bründls sah man als heilkräftig an, besonders gegen rheumatische Zahnschmerzen, Augenweh und Ohrenstechen. Vom Frühjahr 1817 an steigerte sich der Zustrom. Ein »schwachsinniges« Weib, das bei der Wunderquelle die Dienste einer Aufseherin versah, spielte — gegen Geld — die Rolle der Seherin. Eine »Gräfin«, welche aber in Wirklichkeit eine Lohnkutschersfrau war, wirkte als die Anführerin der Prozessionen.

Für den 14. August — es war ein Sonntag — stand wieder eine solche Wallfahrt unter Leitung der »Gräfin« in Aussicht. Da entschloß sich nun, wie Schwoy weiter berichtet, »die hohe Polizeyhofstelle« — aber eigentlich wird es mehr die Regierung gewesen sein —, gegen den »gesetzwidrigen Unfug« vorzugehen. Auf ihre Veranlassung wurden unter Militärassistentz durch einen kreisämtlichen und einen herrschaftlichen Kommissär sämtliche Bilder von dem Wunderbaume herabgenommen und auf das Hofgericht der Herrschaft von Klosterneuburg gebracht.

Über das Schicksal des Marienbildes wurde im Schoße des Regierungspräsidiums eifrig verhandelt und als Resultat des darüber mit dem Fürsterzbischof von Wien und dem Propst von Klosterneuburg Gaudenz Dunkler geführten Notenwechsels erließ am 23. September ein Regierungsdekret, das den Propst mit Rücksicht auf seine unterm 9. d. M. erstattete Meldung, daß das besagte Marienbild »gut gemahlt« sei, »nach vorläufig mit dem Herrn Fürst-

erzbischof gepflogenen Rücksprache« ermächtigte, dasselbe in der Pfarrkirche zu Weidling auf einem Seitenaltar und ohne besondere Verzierung zur Verehrung aufzustellen. Den Bewohnern der Umgebung sei, so wurde ihm weiter bedeutet, »auf eine entsprechende Art beizubringen«, daß das Bild deshalb in der Pfarrkirche aufgestellt worden sei, um es »den Verehrern desselben näherzubringen«, weshalb auch Wallfahrtszügen der Zutritt dahin zu gestatten sei, doch ohne Begleitung von Geistlichen. In der Folge, »wenn der Eyfer wieder lau geworden seyn wird, kann das Bild bey Gelegenheit einer Kirchenreinigung wieder aus derselben hinausgeschafft werden«¹⁾. Propst Dunkler erhielt überdies vom Erzbischof Graf Hohenwart die Weisung, seine Pfarrkinder über diesen Gegenstand öffentlich und privat »mit Klugheit und Schonung« zu belehren²⁾.

Diese erste »Amtshandlung« blieb ohne die geringste Wirkung. Der für den 14. August angesetzte Wallfahrtszug fand in feierlichster Weise unter Beteiligung von dreißig weißgekleideten Mädchen und der angeblichen Gräfin statt; die Buche wurde mit neuen Bildern behangen. Die Polizeioberektion mußte in ihrem Bericht an die Polizeihofstelle vom 28. August das trübselige Bekenntnis ablegen, daß sich an dem »neuen Wallfahrtsort Jungfraubrunn am sogenannten Hermannskogel« noch »mehr« Menschen zum Beten einfänden. In Ober- und Unter-Sievering sei »eine üble Stimmung« gegen den Klosterneuburger Prälaten und seine Geistlichen wahrzunehmen, »und der Grund davon scheine hauptsächlich die Gewinnsucht dieser Gemeinden zu sein, welche aus der Fortsetzung dieser Wallfahrt Nutzen für ihr Geschäft und Absatz ihrer Produkte hoffen«. Angeblich, so meldete sie weiter, sei dort ein Schatz vergraben, auch gehe die Sage, daß eine weiße Jungfrau erscheine.

Die wohlwollende Absicht der Regierung, den Verehrern der heiligen Jungfrau das Bild durch dessen Aufstellung in der Weidlinger Pfarrkirche »näher« zu bringen und ihnen das Besteigen des Berges zu ersparen, war vollständig verkannt worden. Der dortige Pfarrer Franz Xaver Schwoy bemerkt dazu in seinen Aufzeichnungen fein und klug: »Von allem, was der Mensch hat, ist es seine religiöse Überzeugung, wahr oder irrig, was er sich am allerwenigsten und schon gar nie durch äußeren Zwang will nehmen lassen.«

¹⁾ Abschrift bei Schwoy im Weidlinger Pfarrarchiv.

²⁾ Datiert vom 8. Oktober 1817. Das Original im Klosterneuburger Stiftsarchiv.

Allein die »Unfüge« bei dem Jungfernbründl nahmen im Laufe des Monats September einen solchen Umfang an, daß die Regierung die — vielleicht sehr willkommene — Handhabe gewann, sie mit Gewalt aus der Welt zu schaffen. Der 28. September — es war wieder ein Sonntag — scheint der Höhepunkt des Wallfahrtstaumels gewesen zu sein. Hören wir nun, was am 5. Oktober der niederösterreichische Regierungspräsident Freiherr von Reichmann dem Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky — er saß als solcher erst wenige Monate im Amte — darüber berichtet.

»Der Unfug«, so heißt es da, »nimmt von Tag zu Tag an Umfang zu. Von dem Steinbruch zu Sievering bis zur sogenannten Wunderquelle war der Weg zahlreich mit Bettlern besetzt, die ihre ekelhaften Schäden den Vorübergehenden zur Schau boten, um ihr Mitleid zu erregen. Weiter am Berge herauf, wo sich am Walde einige Wiesenplätze öffneten, war eine Menge Viktualienhändler, welche Kipfeln, Obst, Würste, Gugelhupfs verkauften und Wein ausschenkten. Die Gegend um den Baum herum übertraf aber alles.«

Und nun schildert der Präsident dieses Leben und Treiben an der Wunderstätte, das allerdings mehr einem Jahrmarkt als einem Andachtsorte angepaßt erscheint. »Der Baum«, so schreibt er, »war nach Art der Gängelbuden der Marktschreier mit Bildern, Rosenkränzen, Kruzifixen, Pfenningen behangen. Am Fuße des Baumes, wo ein neues Muttergottesbild herauszuwachsen anfängt, wie die dahin Wallenden zu sehen glauben, brannten eine Menge kleiner Wachslichter, wie in den Kirchen am 2. November. Am Baume lehnten zwei Leitern, um den Wunderauswuchs auf dem Baume, die in der Phantasie bald ein Kruzifix, bald ein Mariazeller, bald Mariahilfer Bild darstellt, näher betrachten zu können. Da Mädchen und Weiber ohne Unterschied die Leiter bestiegen, so gewährt es für den Untenstehenden manche unanständige Ausblicke. Zwei Männer, mit Hacken versehen, hauten Holzsplitter, davon ein Exemplar in der Beilage mitfolgt, aus, welche sie den Andächtigen für bares Geld verkauften, und während die Abergläubischen auf dem nassen Boden knieten und beteten, winkten feile Dirnen zur Wollust in die Gebüsche. Mit dem Quellwasser wurde ein ordentlicher Handel getrieben. Ungeachtet es sehr regnete, war die Straße von Wallfahrern bedeckt und nach sicheren Nachrichten hatten den verfloßenen Sonntag schon 15—20000 Menschen die Gegend besucht.«

Der Regierungspräsident glaubte, wie er in seinem Bericht weiter sagt, es werde, soweit bloßer Aberglaube im Spiele sei, die unfreundliche Witterung dem Treiben ein Ende machen. Gegenwärtig aber, wo »Hang zur Ausschweifung und die Gewinnsucht der Sieveringer, welche ihren schlechten Wein um teures Geld an die Wallfahrer ausschenken¹⁾, sich drein mengen«, werde die Sache von größerer Bedeutung und deshalb glaube er, dem »ungeheuern« Zulauf nicht länger ruhig zusehen zu dürfen. Wenn der Polizeipräsident nichts dagegen einzuwenden habe, sei er willens, nach Sievering und Weidling, von wo die Hauptzüge kämen, starke Militärkommandos einlegen zu lassen, »um die Wallfahrer zu zersprengen, eventuell gegen sie vorzugehen«. Er hoffe, daß diese Maßregel den Zustrom der Müßiggänger unterbrechen und, »wenn sie nichts zu essen und zu trinken bekommen, ihnen der ziemlich beschwerliche Weg über den Berg einigermaßen verbittert« werde. Die Wunderbuche aber gedenke er »bei erster schicklicher Gelegenheit« ohne weiteres niederhauen zu lassen.

Es war ein sehr radikales Vorgehen, das hier von dem Regierungspräsidenten vorgeschlagen wurde. Sicherlich hatte zu diesem Entschluß jenes Schriftstück nicht unwesentlich beigetragen, das ihm am Vortage zugekommen war. Die Eingabe ist anonym, dürfte aber, einer Bleistiftnotiz zufolge, von dem Pfarrverweser von Sievering — Ivo Sailer — herrühren; auf jeden Fall aber stammte sie aus der Feder einer dem Stifte Klosterneuburg sehr nahestehenden Persönlichkeit.

In dieser Schrift wird in der schärfsten Weise gegen den bei der Wunderbuche betriebenen »abergläubischen Unfug« losgezogen, gegen den »mystischen Unsinn«, der von Clemens Maria Hofbauer und seinem überspannten Gesinnungsgenossen Zacharias Werner ausgehe und »in den Gemütern hysterischer Romanheldinnen und den leicht zu entflammenden Köpfen der modernen Pantheisten« reichlich fortwuchere. Der »Spuk am Kobel« gehe von einer unsichtbaren Partei aus, die aus der Sucht nach dem vergrabenen Schatze, welcher die Köpfe »einiger alter Weiber« verwirrte, Kapital schlage.

»Was die traurigen Folgen dieser religiös-phantastischen Tragikomödie betrifft,« heißt es da weiter, »so ist in der Nähe einer mit

¹⁾ Ein Weinbauer allein schenkte, wie uns Schwoy berichtet, am 28. September für 1800 Gulden W. W. Wein aus.

dem Zeitgeiste höchst vollständig fortgeschrittenen, folglich höchst demoralisierten Hauptstadt von 300.000 Einwohnern nicht zu verhindern, daß in einer waldigten, dichtbewachsenen Bergkette, in welcher der Schauplatz des Mirakels sich befindet, eine sich selbst überlassene Pöbelmenge nicht die schändlichsten Dinge vollziehe, deren Anblick und rücksichtliche oftmalige Teilnahme der Sittlichkeit der angrenzenden Dorfbewohner, die entweder der Neugierde oder mißverständlicher Frömmigkeit wegen sich hingibt, höchst schädlich werden muß. Vorzüglich trifft dieses die Jugend, bei welcher, so lange der Unfug dauert, von den anwohnenden Seelsorgern der Besuch der Katechese und Sonntagsschule schlechterdings sich nicht bewirken läßt. Ebendiese Seelsorger verlieren durch die bei den Andachten des Baumes öffentlich von den Fanatisierten ausgestoßenen groben Beschimpfungen immer mehr das Zutrauen und die Liebe ihrer Gemeinde, welche, durch den augenblicklich des starken Durchzuges wegen ihnen werdenden Gewinnes im Absatz ihrer Produkte gereizt, von denselben fordern, daß sie diesen Unsinn tätig befördern sollen, was sie als Lehrer der Wahrheit nicht können und dürfen.«

Die Anzeige schildert sodann in höchst lebendiger Weise die anderen üblen Folgen, welche eine längere Duldung des Wallfahrersunfugs mit sich bringen müßte. Abgesehen von dem großen materiellen Schaden, den das Stift Klosterneuburg durch die Zerstörung der nahe bei der Quelle liegenden »Maissen« erleide, könnte wohl gar noch, da die Frömmeler oft über hundert Kerzen zu brennen pflegten, ein Waldbrand entstehen und das vielleicht darauf folgende »Wer hätte das gedacht!« würde weder den Brand löschen noch den Schaden ersetzen. »Welche Wirkung auf den Volkscharakter«, so heißt es weiter, »die durch eine solche Wallfahrt entspringende Lockung zum Müßiggang, zur käuflichen Wollust, zum Diebstahl, vielleicht auch zum organisierten Raube machen müsse, leuchtet von selbst ein. Diese für die Wegschaffung des Ärgernisses so laut und unwiderleglich sprechenden Gründe fordern auch, daß dieses ohne Zeitverlust geschehe und nicht beim Volke die Überzeugung befestigt werde, man könne der Staatsgewalt durch Beharrlichkeit Trotz bieten und durch Ausdauer sie zum Nachgeben zwingen. Umsonst wird das von einem »elenden Schmierer«, dem Maler Wild aus Klosterneuburg, vor vierzehn Jahren gepinselte und von einem »frömmelnden« Weiblein an der Buche aufgehängte

Marienbild in der Pfarrkirche zu Weidling aufgestellt sein. »Die Hofbauer-Wernerianer wollen mystisches Dunkel und der von ihnen bearbeitete hohe und niedere, gefirnisste und rohe Pöbel will eine Höhe, einen Baum, eine Quelle, wie weiland unsere Vorfahren, die dem Wodan in Eichen- und Buchenhainen Menschenopfer brachten.«

»Hat die Regierung einmal«, so schließt die Eingabe kategorisch, »energische Maßregeln genommen, so fahre sie damit fort. Nieder mit der Buche, und wenn sie die schönste in ganz Europa wäre, verschüttet die Quelle, und die Gegend durch ein Monat mit einem Reuterpiquet besetzt, welches die etwa den Opferaltar der Dummheit wieder zu errichten Gesonnenen ergreift und einer Behörde überliefert, damit sie die Partei der Verfinsterung entlarve und der verdienten Schande preisgebe.«

Es war ein kräftiger Appell, an die Adresse der Regierung gerichtet, der dort nicht ohne Eindruck bleiben konnte. Der Redemptoristenpater Hofbauer galt ihr von dem Augenblick an, da er — es war im Jahre 1808 — den Boden des Kaiserstaates betrat, als ein »äußerst gefährlicher Mensch«, als ein »verirrter« Priester, der sie durch seine »Proselytenmacherei«, seine wunderbaren Bekehrungen beständig in Verlegenheit setzte und deshalb unter »zweckmäßiger Polizeyaufsicht« gestellt werden mußte. Der oberste Chef der politischen Verwaltung, Oberstkanzler Graf Saurau, war besonders schlecht auf den als verkappten Jesuiten angesehenen »Geheimbündler« zu sprechen. Nach seiner Überzeugung gehörte Hofbauer zur Klasse jener Männer, welche dem Übel der Zeit: »Irreligiosität durch falsche Aufklärung« durch ein anderes Übel: »Exaltierung religiöser Gefühle auf Kosten des Verstandes« begegnen wollten. Auf Grund eines langen Sündenregisters arbeitete die Regierung mit Hochdruck darauf hin, den unbequemen Pater loszuwerden. Und auf der Liste seiner Verfehlungen stand auch der Skandal, der sich jetzt auf dem Hermannskogel zutrug. An der Marienbuche war nämlich ein Ablaßbrief des Redemptoristen angeheftet gewesen, und dieser Tatbestand, der zuerst vom Hofrichter des Stiftes Klosterneuburg angezeigt worden war, hatte schon im vorigen Monat den Regierungspräsidenten veranlaßt, in »betreff Abstellung der Unfüge« sich an den Fürsterzbischof zu wenden, der sich darüber äußern sollte, »was es mit diesem Priester, der sich schon bei anderen Gelegenheiten bemerkbar gemacht hat, für eine Bewandtnis habe.«

Der Hinweis des Anonymus auf die Partei der Hofbauerianer mußte also verfangen. Aber nicht minder eindrucksvoll war die Anspielung auf den heidnischen Wotanskult; denn alles »Teutonische«, wie es zum Beispiel in der Burschenschaft in die Erscheinung trat, erschien im höchsten Grade gefährlich. Und nicht zuletzt war die Berufung auf die sittlichen Schäden, auf die Gefahr der Verleitung zum organisierten Raube — noch stand man unter dem Zeichen der Furcht vor dem Räuberhauptmann Grasel — nur zu sehr geeignet, der Regierung den Vorschlag einer radikalen Lösung mundgerecht zu machen. So finden wir denn in der Tat den Mahnruf »Nieder mit der Buche!« und die Forderung eines militärischen Einschreitens in der Zuschrift des Regierungspräsidenten an den Polizeipräsidenten als Programm festgelegt.

Allein Graf Sedlnitzky stimmte nur zum Teil den von der Regierung angeregten Maßnahmen zu. Er glaubte das Ziel, wie es in der Antwortnote vom 9. Oktober heißt, »durch gelindere Mittel« als durch Militärgewalt erreichen zu können, und dies um so mehr, »als es dabei zu unangenehmen, vielleicht selbst mit bedenklichen Folgen verknüpften, in jedem Fall aber großes Aufsehen erregenden Auftritten zwischen Militär und den auf den Hermannskogel wallenden Zivilisten kommen könnte«. Der Polizeipräsident hielt die Entsendung von Polizeikommissären mit einer entsprechenden Polizeiwache für ausreichend, »um dem Unfug an Ort und Stelle zu steuern«.

Zwei Tage darauf, am 11. Oktober — es war ein Samstag und für den folgenden Tag stand wieder ein Massenaufgebot von »Wallenden« zu erwarten —, wurden von der Polizeioberdirektion zwei Beamte und zwei Polizeidiener auf den Hermannskogel gesandt, um das Terrain zu erkunden und für den nächsten Tag die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Fürs erste sollten sofort alle auf oder neben dem Wunderbaume befindlichen Bilder weggeräumt werden. Am Sonntag selbst, längstens um 6 Uhr früh, hätten vier Polizeibeamte in Uniform, ein Polizeiwacheoffizier, zwei Korporale und zwanzig Gemeine, vier bis sechs Polizeidiener auf den Hermannskogel zu gehen und nach den Weisungen der Kommissäre, die am Tag vorher den Lokalauschein vorgenommen, sich so zu verteilen, daß einmal jedermann, der mit Eßwaren, Getränken, Bildern oder Leitern hinwandere, »schon in der Entfernung und von der dasigen Gegend guter Art und mit dem Bedeuten zurück-

gewiesen werde, daß derlei Verkauf vermöge allerhöchster Verordnungen verboten sei«. Jene Personen, welche beim Baume ihre »Andächteleyen« verrichten oder aus dem Brunnen Wasser nehmen wollten, wären »zwar nicht mit Ernst zu beirren«, jedoch ihnen »mit guter Art« begreiflich zu machen, daß selbe statt dieses widersinnigen Aberglaubens die Kirche besuchen und allda nach Vorschrift unserer Religion zu Gott und der Mutter Gottes ihre Andacht verrichten sollen«. Jedweder Verkauf von Bildern wie des Wassers, auch das Predigen sei »hintanzuhalten«. Für den Fall, daß sich etwelche Schwärmer nicht gutwillig fügten, wäre die Anwendung von Gewalt, besonders wenn man damit gegen eine zu große Volksmenge nicht auslangen würde, zu unterlassen, »wohl aber haben die Polizeidiener derlei fanatische Exzedenten mit aller Vorsicht sogleich in Beobachtung zu nehmen und deren Namen samt Wohnort auszuforschen«. Und da die Zahl der Neugierigen ungleich größer sei als jene der Schwärmer, so werde es »mit guter Art leicht sein, diese Anstalten mit gutem Erfolg auszuführen«¹⁾.

Man sieht: die Polizei legte es darauf an, »ohne Aufsehen«, »auf gute Art« und »mit aller Vorsicht« dem Übel beizukommen. An dem besagten Sonntag waren, wie uns Schwoy berichtet, »auf eine klug und bedachtsam einschreitende Art, mit Vermeidung alles Aufsehens die wenigen fanatischen Schreier in Sicherheit gebracht und zur Verantwortung gezogen worden«.

Aber der Regierungspräsident ließ nicht locker. In seiner Note vom 17. Oktober setzte er den Präsidenten der Polizeihofstelle davon in Kenntnis, daß er das Kreisamt des Viertels unterm Wiener Wald wiederholt aufgefordert habe, nicht nur die Buche am Jungfernbrunnen ungesäumt zu vertilgen, sondern gleichzeitig auch den Brunnen selbst zu verschütten. »Damit aber auch in der Folge«, so heißt es weiter, »weder den Schwärmern, noch den Neugierigen und Spekulanten eine Veranlassung übrig bleibe, diesen Platz ferner zu besuchen,« werde das Kreisamt angewiesen, nicht allein die Hinwegschaffung des Stammes der Buche, sondern auch die Ausrottung der Wurzeln zu veranstalten, was allerdings am füglichsten durch Sprengung mit Pulver bewerkstelligt werden könne.

Als dieses Schreiben in die Hand des Polizeipräsidenten kam, war Graf Sedlnitzky bereits von der ihm unterstehenden Polizeioberdirektion die Meldung erstattet worden, daß Wunderbaum und

¹⁾ Note des Polizeiobdirektors Siber vom 10. Oktober.

Jungfernquelle zu bestehen aufgehört hätten. Am 15. Oktober, bei Morgengrauen, in aller Stille war das Vernichtungswerk vollzogen worden¹⁾. Doch lassen wir den Polizeioberdirektor Siber, der darüber am nächsten Tage dem Grafen Sedlnitzky Bericht erstattete, selber sprechen. Er schreibt: »Euer Exzellenz! Ich habe von dem zur Erhebung abgesandten Polizey-Individuum die Anzeige erhalten, daß gestern frühe um 6 Uhr ein Beamter des Stiftes Klosterneuburg samt vier Waldknechten und einigen Holzhauern, dann acht Pontoniers mit Gewehren auf den Hermannskogel angekommen seyn, wo sohin der Baum, die Marienbuche genannt, umgehauen, die Wurzeln ganz herausgesägt, das Holz in Scheiter gefällt und das Ganze mit Wagen nach Klosterneuburg gebracht worden. Die Brunnen-Quelle ward mit Steinen verschüttet und der rückwärts befindliche große Stein, aus welchem das Wasser herausrann, auf diesen Brönnl geworfen, so daß sich an dessen Stelle dermal ein drei Schuh hoher Hügel zeigt. Die Gegend, wo das Wasser am Berg hinabgeflossen, ist ebenfalls mit Steinen und Erde verschüttet. Dieß ward ohne Aufsehen in Vollzug gesetzt; und diese schwärmerische Andächteley ist nun ganz zu Ende. Wien, den 16. Oktober 1817. Siber.«

Ganz vertilgt waren die Spuren des Wallfahrtsortes freilich nicht. »Man wird die Stelle«, so schrieb Adolf Schmidl ein halbes Menschenalter später, »leicht erkennen: Felsentrümmer und ein Sumpf bezeichnen den Ort des verschwundenen romantischen Bildes.« Ein anderer Zeuge des verklungenen Zaubers war die Warnungstafel, die noch lange nachher auf der Jägerwiese stand und dem Wanderer kündete: »Bei Arretierung und Geldstrafe ist das Übernachten und das Mariandelspiel in diesem Walde verboten. Das Bezirksgericht Klosterneuburg.« Aber aus dem Sumpf — er hat symbolische Bedeutung — erstand später doch wieder die lebendige Quelle: sie hieß jetzt »Agnesbründl«, und auch die »Walenden« fanden sich wieder ein — doch das war schon in der »Neuen Ära« des Kaisers Franz Josef.

¹⁾ Die Darstellung in dem Heimatbuche »Döbling« (1. Bd., 1922, S. 250fg.), derzufolge an einem Sonntag, wo sich wieder eine große Menge versammelt hatte, eine Polizeikommission einfand, welche die »Gräfin« festnahm, die Menge zerstreute und darauf die Buche fällte, bedarf also der Richtigstellung.